



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

In den Wald gehen

*„Wir leben in einer Gesellschaft,
in der das Privateigentum vor dem Menschen
sehr stark, der Mensch vorm Privateigentum
aber nur sehr schwach geschützt ist.“*

(Peter Brückner)

Am vorletzten Tag der Hitzewelle saß ich mit Jürgen in seinem Garten an der Lahn. Wir hockten an einem kleinen Tisch unter einem Pflaumenbaum und aßen Nuss- und Mandelecken, die ich aus meiner Lieblingsbäckerei mitgebracht hatte. Eichhörnchen wuselten durchs Geäst. Jürgen lebt in einem ausgedienten Zirkuswagen und einer kleinen Holzhütte, die er sich im Laufe der Jahre aus Abfällen gebaut hat. Er ist ein Fahrrad-Freak, setzt alte Räder instand und weiß und kann einfach alles rund ums Fahrrad. Gerade ist er dabei, ein aus dem 19. Jahrhundert stammendes Hochrad instand zu setzen. Mit meinem Hollandrad stimmt einiges nicht, und Jürgen hatte versprochen, es sich mal anzusehen. Auf dem Weg zu ihm ging ich schwimmen. Zwei Mädchen saßen auf dem Steg und ließen die Füße ins Wasser baumeln. Hinter ihnen lagen ihre Skateboards. Eine hörte leise Musik und die andere telefonierte. Ich

bat die beiden, ein Auge auf mein Fahrrad zu haben, das ich nicht abgeschlossen hatte, stieg in den Fluss und schwamm ein paar hundert Meter flussaufwärts.

Am Abend vorher hatte ich die Verfilmung von Robert Seethalers Roman *Der Trafikant* gesehen. Franz absolviert eine Lehre in einer Trafik, also einem Tabak- und Zeitungsladen, in der auch ein gewisser Professor Freud seine Zigarren kauft. Franz lernt ihn kennen und kommt mit ihm ins Gespräch. Eines Tages kommen sie auf die Liebe zu sprechen und Franz beklagt, dass man dort, wo er herkomme, nichts von der Liebe verstehe. Freud erwidert, das sei nichts Außergewöhnliches, von der Liebe verstehe niemand irgendetwas. Franz reagiert verblüfft: „Nicht einmal Sie?“ Freud: „Gerade ich nicht!“ Franz lässt nicht locker und fragt: „Aber warum verlieben sich dann die Leute ständig und überall?“ „Junger Mann“, sagt Freud. „man muss das Wasser nicht verstehen, um kopfvoran hineinzuspringen!“ Dieser von Seethaler Freud zugeschriebene Satz fiel mir ein, als ich so vor mich hin schwamm. Vielleicht schwimme ich so gern, weil es hier nichts zu verstehen gibt, dachte ich. Endlich ist etwas einfach so, wie es ist. Im Wasser bin ich vom Denkwang dispensiert. Aber da hatte ich ja bereits wieder begonnen zu denken.

Jürgen lebt auf einem Grundstück am gegenüberliegenden Lahnufer. Ich musste also den Fluss überqueren und beschloss, nicht in die Stadt zurückzufahren, sondern die nächste Brücke stadtauswärts zu nehmen. Ein Radweg schlängelt sich durch Felder und Wiesen. Obstbäume stehen am Weg und ich sammelte Äpfel auf. Gerade als ich die Lahn überquert hatte, merkte ich, das ich hinten einen Platten bekam. „Das hat ja gerade noch gefehlt“, stöhnte ich und stieg ab. Den Rest des Weges musste ich schieben, um die Felge und den Mantel nicht zu beschädigen. Es war richtig heiß und es lagen noch ein paar Kilometer vor mir. Völlig ver-



Bild von [M. H.](#) auf [Pixabay](#)

schwitzt und erschöpft kam ich nach einer guten Stunde bei Jürgen an. Er schenkte mir erst mal ein großes Glas Wasser ein und wir verspeisten die Nussecken. Langsam kam ich wieder zu mir. „Dann flicken wir zunächst mal den Schlauch“, sagte Jürgen. Wir stellten das Rad auf den Kopf und friemelten den Schlauch unter dem Mantel heraus. Es war ein veritables Loch, aus dem zischend Luft

entwich. Der Mantel hatte doch gelitten und Jürgen wechselte ihn aus. Er hatte irgendwo noch einen gebrauchten, aber gut erhaltenen rumliegen. Er zog ein paar Speichen nach, um einen Schlag aus dem Hinterrad zu entfernen, stellte die Schaltung neu ein und reparierte das Licht. Nach rund zwei Stunden war das Rad leidlich wiederhergestellt. Nach einer Probefahrt hock-

ten wir uns in den Garten, tranken Wasser und redeten. Jürgen fragte mich, was ich über den Anarchismus wüsste. Er war vor ein paar Tagen mit einem Freund im Dannenröder Forst gewesen, den Umwelt-Aktivisten seit Monaten besetzt haben, um den Bau einer Autobahntrasse mitten durch einen alten Buchenwald zu verhindern. Diese Aktivistinnen mit ihren dezentralen Strukturen, ihrer Ablehnung von Staat, Partei und Hierarchie stünden wohl eher in einer anarchistischen Tradition als einer marxistisch-kommunistischen. Jedenfalls sei das sein Eindruck. Ich kramte zusammen, was ich über den Anarchismus in Erinnerung habe. Länger sprachen wir über den Spanischen Bürgerkrieg, der Glanz und das Elend des Anarchismus gleichermaßen offenbart hat. Seine Stärke besteht für mich in der Betonung des revolutionären Geistes, des menschlichen Willens, in der Antizipation einer befreiten Gesellschaft. Veränderung braucht Zeit, aber sie beginnt heute! Also schaffen wir das Geld ab und demonstrieren, dass man auch ohne Geld leben und arbeiten kann. Die Schwächen waren ein Mangel an Disziplin, die Vernachlässigung der politischen Sphäre und damit der Frage der Macht und die revolutionäre Ungeduld. In meinen Augen war das Schisma zwischen Marxismus und Anarchismus, der Bruch zwischen Marx und Bakunin, der sich im Rahmen der Ersten Internationale vollzog, eine Katastrophe für die Arbeiterbewegung. Es trat etwas auseinander, was elementar zusammgehört, und, was noch schlimmer war, die auseinander gesprungenen Hälften der Bewegung begannen, sich bis aufs Messer zu bekämpfen. So geschehen in der jungen Sowjetunion, als Lenin und Trotzki nach dem Ende des Bürgerkriegs begannen, die Anarchisten zu verfolgen und zu ermorden.

**Seine Stärke besteht für mich
in der Betonung des
revolutionären Geistes, des
menschlichen Willens, in der
Antizipation einer befreiten
Gesellschaft.**



Bakunin

Bild von [OpenClipart-Vectors](#) auf [Pixabay](#)

Emma Goldman, die aus dem Baltikum stammte und vor dem Zarismus in die USA geflohen war, wurde 1919 in die junge Sowjetunion ausgewiesen. Nach einer achtundzwanzig Tage währenden Schiffsreise stand sie an der Schwelle Sowjetrusslands. „Mein Herz klopfte in Erwartung und glühender Hoffnung“, schreibt sie im dritten Band ihrer Lebenserinnerungen. Solange die Revolution gegen die weiße Konterrevolution kämpfte, war sie bereit, über manche in ihren Augen problematische Entwicklung hinwegzusehen und ihren Widerstand gegen Verhaftungen und Hinrichtungen von Oppositionellen aufzuschieben. Der Anarchist Nestor Machno, der seine Massenbasis in der Ukraine besaß, kämpfte mit einer rund 15.000 Männer umfassenden Armee an der Seite der Roten Armee und bewahrte sie einige Mal vor Niederla-

gen. Mit tatkräftiger Unterstützung der *Machnowtschina* gelang es Ende 1920, die letzten Reste der Weißen Armeen von russischem Territorium zu vertreiben. Jetzt schien Emma die Zeit gekommen, die Verheißungen der Revolution einzulösen. Sie wurde beim Genossen Lenin vorstellig, um ihn an diese zu erinnern. Statt Machno und den Anarchisten für ihren Einsatz im Kampf um die Errungenschaften der Oktoberrevolution zu danken, begannen die Bolschewiki nach dem Sieg im Bürgerkrieg umgehend mit deren gnadenloser Verfolgung. Emma Goldman verließ 1921 die Sowjetunion und schrieb: „Meine Träume zerstört, mein Glaube gebrochen, mein Herz ein Stein. ‚Matuschka Rossija‘ blutend aus tausend Wunden, ihre Erde bedeckt mit Toten.“



Bild von NikolayFrolochkina auf Pixabay

Machnos Männer in der Ukraine wurden von den Bolschewiki zu Kriminellen und Banditen erklärt und von der Roten Armee gnadenlos gejagt. Machno gelang es, das Land zu verlassen; er schlug sich fortan in Paris als Arbeiter durch. Dort traf er sich gelegentlich mit den spanischen Anarchisten Durruti und Ascaso und versuchte, sie in ihrem Kampf für einen freiheitlichen Kommunismus zu unterstützen. Doch das Trauerspiel in

der jungen Sowjetunion wiederholte sich im Spanischen Bürgerkrieg, als im Frühjahr 1937 in Barcelona eine gnadenlose Verfolgung und Ermordung von Anarchisten und Trotzlisten einsetzte. George Orwell hat diesen unseligen Bruderkampf, der einen maßgeblichen Anteil an der Niederlage der republikanischen Kräfte im Spanischen Bürgerkrieg hatte, in seinem Buch *Mein Katalonien* eindringlich beschrieben. Als Durruti nach seiner Ermordung im November 1936 zu Grabe getragen wurde, erwiesen rund 500.000 Tausend Menschen ihm die letzte Ehre. Emma Goldman ließ es sich nicht nehmen, an seinem Grab eine ergreifende Rede zu halten. Da schien der Ausgang des Kampfes noch offen. Nach dem Triumph Francos und der Faschisten war es vorbei mit dem Anarchismus. Er überlebte nur noch in den Herzen und Köpfen einzelner Menschen. Rossana Rossanda reiste Anfang der 1960er Jahre im Auftrag der italienischen Kommunistischen Partei, deren Zentralkomitee sie angehörte, nach Spanien, um sich ein Bild vom Kampf gegen Franco zu machen. Sie fuhr zunächst nach Barcelona, wo sie sich auch mit Genossen von der CNT, der einst stolzen und großem anarchistischen Gewerkschaft, treffen wollte. „Gibt es die hier?“, fragte sie. „Ja, aber mit Kommunisten reden sie nicht.“ „Mit wem reden sie?“, fragte sie weiter. „Mit niemandem“, erhielt sie zur Antwort. Sie redeten dann doch mit der italienischen Genossin. Man traf sich in einem abgelegenen Dorfgasthaus. Die CNT war einmal die stärkste Kraft Spaniens gewesen, mit anderthalb oder gar zwei Millionen Mitgliedern. „Wie viele seid ihr, wollt ihr mir das verraten?“ „Wir sind fünf-

undachtzig.“ „Fünfundachtzig, wo?“ „Fünfundachtzig insgesamt, hier in Katalonien, praktisch nur hier in Barcelona.“ Ihre Organisation war zerstört. „Es ist sehr schwer, zu fünfundachtzig zu sein“, fügte er hinzu. „Wahrscheinlich haben wir viele Fehler begangen.“ Und: „Die Jungen kommen nicht zu uns. Sie verstehen uns nicht.“ Das änderte sich einige Jahre später, als die weltweite Jugend- und Studentenrevolte zu einer Wiederbelebung anarchistischen Gedankenguts führte. Aber, wie wir wissen, zerfiel auch diese Revolte nach wenigen Jahren. Und wieder ist es so, dass ihre Gedanken in den Köpfen einzelner und in kleinen Gruppierungen weiterleben.

Eine dieser Gruppen sind möglicherweise die Waldbesetzer (oder Teile von ihnen), in deren Kampf ein anderer Begriff von Veränderung aufscheint: Was jetzt umgewälzt werden soll, ist die Alltäglichkeit, der Lebenszusammenhang, die ganze Art und Weise zu produzieren

und zu konsumieren und in der Welt zu sein. Es geht nicht nur darum, den CO₂-Ausstoß zu verringern, sondern das Raubbauverhältnis dieser Gesellschaft in Bezug auf die Natur zu beenden. Auch bei den alten Anarchos in Italien und Spanien gab es die Redewendung: Man geht „in die Berge“ oder „in den Wald“. Einmal, um sich der Verfolgung zu entziehen, dann aber auch, um ein Leben ohne Herren und in größtmöglicher Freiheit zu führen. Ein spanischer Genosse pries 1936 Franz Borkenau gegenüber die Fähigkeit der kastilischen Arbeiter, „von fast nichts leben zu können“. Wenn Macht aus Enteignungen rührt und auf ihnen basiert, gilt im Umkehrschluss: Macht erlischt in wieder angeeigneten Lebensbedingungen, die geschichtlich unter die Kontrolle von Herrschaft und Profit gebracht worden sind. Aneignung ist Selbstermächtigung und Aufhebung von Macht. Schon Rousseau wusste das, als er fragte: „Welches Joch kann man Menschen auferlegen, die nichts brauchen?“ Noch viel früher soll Sokrates nach einem Gang über den Markt gesagt haben: „Schön, all die Dinge zu sehen, die ich nicht benötige!“

Der Anarchismus birgt eine Menge von Ansätzen und Ideen, die noch heute oder gerade heute wieder aktuell sind. Der große marxistische Historiker Eric J. Hobsbawm hat in einem Beitrag für das *Kursbuch 19* über den Anarchismus gesagt: „Ebenso wie vor 1914 scheint der Anarchismus heute wieder eine passende Antwort bereitzuhalten. ... Die Revolution würde kommen, weil die Revolutionäre sie mit solcher Leidenschaft ersehnten und fortwährend aufrührerische Handlungen begingen, von denen sich eine früher oder später als der Funken erweisen würde, der die Welt in Brand setzt. ... Der Anarchismus kann uns manche wertvolle Lehre erteilen, weil er – in der Praxis stärker als in der Theorie – ein ungewöhnliches Feingefühl für die spontanen Elemente von Massenbewegungen hatte.“

**Es geht nicht nur darum, den
CO₂-Ausstoß zu verringern,
sondern das Raubbauverhältnis
dieser Gesellschaft in Bezug auf
die Natur zu beenden.**

Langsam wurde es kühl unter den Bäumen, und wir beendeten unser Zwei-Mann-Symposium. Ob das, was wir da über Anarchismus erörtert haben, mit den Besetzern des Dannenröder Forstes etwas zu tun hat, wussten wir beide nicht. Wahrscheinlich haben sie weder Lust noch Zeit, sich über solche Dinge Gedanken zu machen und sich zu fragen, in welcher Tradition sie und ihr Handeln stehen. Sie sind einfach vor Ort und setzen sich und ihre Gesundheit aufs Spiel, um zu verhindern, dass noch ein Stück Wald unter Beton verschwindet. Gerade in den letzten Tagen, da die schwarz-grüne Landesregierung begonnen hat, die Polizei zu schicken und den Wald räumen zu lassen, werden die Aktivistinnen und Aktivisten andere Sorgen haben, als sich zu überlegen, auf wessen Schultern sie stehen. Ich versprach, Jürgen demnächst mein letztes Buch vorbeizubringen, in dem der Anarchismus relativ breiten Raum einnimmt. Ob ich sonst noch Literatur zur Geschichte und Theorie des Anarchismus empfehlen könnte? Ich nannte ihm die Bücher von Justus Wittkop *Unter der schwarzen Fahne* und Daniel Guerin *Anarchismus – Begriff und Praxis*. Beide Bücher sind wahrscheinlich nur noch antiquarisch zu bekommen. Außerdem schwärmte ich Jürgen von einem Text von Murray Bookchin vor, der 1974 in der legendären Zeitschrift *Unter dem Pflaster liegt der Strand* im Karin Kramer Verlag erschienen ist und *Hör zu, Marxist!* heißt. Dann legte ich ihm noch einen grandiosen zweiteiligen Dokumentarfilm ans Herz, der *Kein Gott, kein Herr! Eine kleine Geschichte der Anarchie* heißt und auf YouTube zu finden ist. Ich sah ihn vor ein paar Jahren auf arte und war hellauf begeistert. Eine Sternstunde des Fernsehens. Es werden seltene Film- und Fotodokumente gezeigt und es kommen Menschen zu Wort, die nicht akademisch und von oben herab über Anarchismus dozieren, sondern die sich selbst in dieser Tradition verorten. Geist und Gehalt mancher Bewegung erschließen sich nur dem, der auf sie setzt. Jürgen sagte, er dürfe den Internetanschluss eines Nachbarn mit nutzen und werde sich diesen Film bei nächster Gelegenheit anschauen. Dann bestieg ich mein wieder fahrtüchtiges Rad und fuhr am Ende eines schönen Tages nach Hause. Es dämmerte bereits und herbstlicher Dunst lag über dem Fluss. Ich musste das gerade reparierte Licht einschalten. Der Dynamo machte einen Heidenlärm.

„Werden künftige Kinder nie
die Süße der Brüderlichkeit kosten?“

(Patti Smith)

Gestern war höchstwahrscheinlich der letzte Tag, an dem ich in der Lahn schwimmen konnte. Ich habe das ausgiebig genossen und war gleich zwei Mal dort. Die Paddler und Kanuten sind bass erstaunt, wenn sie mich im Wasser entdecken und fragen meist: „Ist das nicht viel zu kalt?“ Ich finde sechzehn Grad gerade noch erträglich. Als ich nach dem zweiten Bad aus dem Wasser stieg, war ich mir bewusst: „Das war’s für dieses Jahr!“ Ich nahm Abschied von diesem Ort, der mir für dieses Jahr eine Zufluchtsstätte gewesen ist. In

den letzten Tagen las ich dort das neue Buch von Patti Smith, das *Im Jahr des Affen* heißt. Bisher kannte ich nur Teile ihrer Musik und bin angenehm überrascht von diesem Buch. Es ist getragen von einem melancholischen Grundton, der daher rührt, dass Patti Smith kurz vor ihrem 70. Geburtstag steht und einige ihren engsten Freunde sterben oder im Sterben liegen. Außerdem wird 2016, also im Jahr des Affen, Donald Trump zum Präsident der USA gewählt, ein Mann, „der so schnell Lügen produzierte, dass niemand mithalten oder sie entlarven konnte“. Sie erzählt von ihren letzten Begegnungen mit Sam Shepard, dem sie behilflich ist, das Manuskript seines letzten Buches zu vollenden. Dieser war wie sie ein Grenzgänger zwischen Musik, Film und Literatur. Mir ist er zum ersten Mal untergekommen als Autor des Drehbuchs zu Antonionis Film *Zabriskie Point*. Die meisten werden ihn aus Volker Schlöndorffs Homo Faber-Verfilmung kennen. Erstaunt war ich, in Smith' Buch anlässlich eines Zürich-Aufenthalts auf Robert Walser zu stoßen, den ja schon hierzulande kaum jemand kennt, und wer ihn zu kennen glaubt, verwechselt ihn häufig mit Martin Walser. Prompt sprang meine Gehirnantilope zu einem Traum von Max Frisch, in dem Robert Walser Lenin in der Züricher Spiegelgasse begegnet und nur diese eine Frage an ihn richtet : „Haben Sie auch das Glarner Birnbrot so gern?“

Auch ich bin dabei, die Leiter zu meinem 70. Geburtstag zu erklimmen und genieße die letzte Jahreszeit, in der ich neunundsechzig bin. Ich werde vier Jahre nach Patti Smith siebzig, also im Jahr des Ochsen. Siebzig, sagt Patti, sei „nur eine Zahl, aber eine, die anzeigt, wie der zugeteilte Sand durch die Eieruhr rinnt, und man selbst ist das verflixte Ei“. Die Melancholie, die Smith' Buch durchzieht, ist mir sehr vertraut: „Ich stapfte die Treppe zu meinem Zimmer hoch und murmelte vor mich hin: *Einst war ich sieben, bald werde ich siebzig*. Ich war schrecklich müde. *Einst war ich sieben*, wiederholte ich und setzte mich im Mantel auf die Bettkante.“ Patti verbringt die Nacht nach Trumps Amtseinführung mit einem Freund in einer Bar. Der Barkeeper bringt eine Flasche Tequila. Der Freund sagt: „Der wird die verdammte Mauer bauen, und das Geld kommt aus den Taschen der Armen. Alles verändert sich mit einer Geschwindigkeit, die wir uns nie erträumt hätten. Wir werden über Atomkrieg reden. Pestizide werden eine Nahrungsmittelgruppe sein. Keine Singvögel, keine Wildblumen. Nichts als sterbende Bienenstöcke und Reiche, die vor einem Raumschiff Schlange stehen, um eine Nacht auf dem Mond zu verbringen.“

Was bleibt, sind unsere Träume, aber, so lautet der Schlusssatz von *Im Jahr des Affen*, „das Dumme am Träumen ist, dass wir irgendwann aufwachen“. Das Buch von Patti Smith durchzieht eine Grundmelancholie. Sie rührt letztlich aus dem Gefühl der verrinnenden Zeit, der zur Neige gehenden Lebenszeit. Der französische Philosoph Blaise Pascal hat dieses furchtbare Gefühl geschildert, das entsetzliche Gefühl des Verrinnens der Zeit: Es verrinnt die Zeit, es verrinnt dein Leben, ohne Unterlass, unwiederbringlich.

Am Tag nach meinem Abschied von der Lahn habe ich doch nochmal auf dem Steg in der Sonne gesessen. Der Wind rauschte in den Bäumen und trieb Blätter über den Fluss. Ich las zum zweiten Mal Wilhelm Genazinos Text über *Trauer und Melancholie*. Er beginnt mit einem typischen Genazino-Satz: „Kein Mensch ist darauf gefasst, dass er sich selbst ein ganzes Leben lang nahe sein wird.“ Und dass man es ein ganzes Leben lang mit sich aushalten muss, würde ich hinzusetzen. Im Fortgang des Textes, der in dem Band *Idyllen in der Halbnatur* aus dem Jahr 2012 enthalten ist, findet sich ein Büchner-Zitat aus Dantons Tod: „Es wurde ein Fehler gemacht, wie wir geschaffen wurden; es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür -.“ Allein über diesen Satz kann man stundenlang nachdenken und sollte es auch tun. Ein Eichhörnchen rannte dicht hinter mir über den Steg und kletterte den Stamm einer Erle hinauf. Ein von diesem Baum stammendes Ästchen mit Blättern und Früchten dran liegt jetzt beim Schreiben neben mir auf dem Tisch. Vier Kanus voller älterer Frauen zogen vorüber. Die Frauen waren vermutlich Kolleginnen, denen der Chef eine Kanufahrt auf der Lahn spendiert hat. Sie hatten offenbar schon einiges intus, wie man so sagt. Sie lachten kreischend über irgendwelche Witze, die der Chef zum Besten gab. Die Kanus torkelten gewissermaßen vorüber, das heißt, die angeheiterten Frauen fuhren in Schlangenlinien. Vielleicht waren sie auch nur ungeübt und konnten keine Linie halten. Ihr Kreischen war zu hören, bis sie hinter der nächsten Flussbiegung verschwanden. Als ich U. von dieser Episode erzählte, gab sie zu bedenken, Frauen müssten nicht unbedingt betrunken sein, um derart zu kreischen. Nun konnte ich das Pfeifen der Eisvögel wieder vernehmen und mich meiner Lektüre zuwenden.



Bild von Hans Braxmeier auf Pixabay

Auf dem Weg hatte ich eine Handvoll Schlehen gepflückt, von denen ich nun einige aß. Das hat allerdings etwas von einer Selbstbestrafung, denn es zieht sich einem alles zusammen. Aber sie wirken auch entzündungshemmend und beugen Erkältungen vor. Sobald die Sonne hinter Wolken verschwand, wurde es kühl, und so packte ich das Buch in den Rucksack und fuhr in die Stadt zurück. Ich kam am Grundstück des „Apfel- und Brombeermannes“ vorbei, von dem in

[Teil 31 meines Corona-Tagebuchs](#) schon mal die Rede war. Ich habe selten einen derart zufriedenen wirkenden, freundlichen und humorvollen alten Mann kennengelernt und kann ihn gut leiden. Er werkelt in seinem Garten und wir begrüßten uns über den Zaun. Er habe begonnen, Äpfel zu ernten und einzulagern. Ich solle mal reinkommen und mir sein Lager anschauen. Er schenkte mir von jeder Sorte einen Apfel, darunter lauter alte Apfelsorten, die kein Mensch mehr kennt. „Das hier ist zum Beispiel der Heuchelheimer Schneepfel“, sagte er und

schnitt ein Exemplar auf, um mir sein weißes Fruchtfleisch zu zeigen, dem er seinen Namen verdankt. „Wenn Sie Äpfel brauchen, melden Sie sich“, sagte er. Dann schnitt er mir noch ein paar Äste von seinem riesigen Rosmarin-Busch ab. Reich beschenkt setzte ich meine Heimfahrt fort.

Wenige Tage, nachdem ich die Bemerkungen zum Anarchismus und zum Dannenröder Forst geschrieben hatte, ergab sich für mich unverhofft eine Gelegenheit, den Wald zu besuchen. Ein Freund, der Schauspieler, Regisseur und Musiker ist, war eingeladen worden, auf der Bühne auf der Versammlungswiese zu spielen. Zwei Brüder, die ich aus alten Spontizeiten kenne, nahmen uns mit. Die Tochter des einen gehört zu den Besetzerinnen und lebt seit einem Jahr im Wald. Heute fliegt man nicht mehr zu Hause raus, wenn man so etwas macht, sondern erfährt jede nur erdenkliche Unterstützung durch die Eltern. Man könnte auch sagen: Die rebellischen Kinder sind die Delegierten ihrer Eltern, die ehemals auch rebellisch waren, nun aber in die Jahre gekommen und ruhiger geworden sind. Berufliche Verpflichtungen und privates Kleingehalt hängen den Alten wie Mühlsteine an den Hüften, steife Glieder und Gewichtszunahme tun ein Übriges. Mit 60 oder 70 Jahren erklimmt man nicht mehr so leicht ein Baumhaus. So fuhren vier ältere Herren am Sonntagmittag über die Autobahn und dann über die Dörfer nach Dannenrod, einem kleinen Dorf am Rande des Vogelsberges. Ein bisschen verrückt, über die Autobahn in ein Protestcamp zu fahren, das sich der Verhinderung eines Autobahnbaus verschrieben hat. Unser Leben ist gepflastert mit solchen Widersprüchen. Gegen 14 Uhr trafen wir ein. Es nieselte und war empfindlich kühl. Bei angenehmerem Wetter wären sicher noch mehr Menschen hierhergekommen – so waren es circa tausend, die sich ein paar Tage vor dem angekündigten Beginn der Rodungen eingefunden hatten, um ihre Sympathien für die Besetzerinnen und Besetzer zu bekunden. Christian beschloss, die Bühne in Augenschein zu nehmen, auf der, als wir ankamen, gerade noch eine Band spielte, die Strom & Wasser heißt und aus Kiel angereist war. Wir anderen beschlossen, in den Wald zu gehen und uns anzuschauen, wie die Waldbesetzer leben und welche Widerstandsstrukturen sie aufgebaut haben. Es herrschte eine gewisse Aufregung, weil die Sea-Watch-Kapitänin Carola Rackete gerade eingetroffen war und ein Baumhaus bezog. Sie hat sich entschlossen, während der heißen Phase im Wald zu bleiben und den Widerstand zu unterstützen. Aus diesem Grund waren eine Reihe von Presseleuten vor Ort, die auf ein Interview mit Frau Rackete hofften. Wir trafen einen Freund, dessen Sohn seit Monaten im Wald lebt und der selbst beinahe jedes Wochenende

Die rebellischen Kinder sind die Delegierten ihrer Eltern, die ehemals auch rebellisch waren, nun aber in die Jahre gekommen und ruhiger geworden sind.

hier verbringt. Er erklärte sich bereit, uns zu führen und bestimmte neuralgische Punkte zu zeigen. Auf den Wegen waren überall kleine symbolische Barrikaden errichtet, die es der Polizei erschweren sollen, in den Wald einzudringen. Auf Kreuzungen standen sogenannte Tripods, in deren Spitze sich Menschen wie in einen Gleitschirm einhängen, um deren Beseitigung zu verzögern. Man möchte es der Polizei so schwer wie möglich machen, zu den Baumhäusern vorzudringen, die in den Kronen von Bäumen gebaut worden sind, die dort stehen, wo die Autobahntrasse gebaut werden soll. Sie befinden sich teilweise 25 Meter über dem Waldboden. Vermummte Besetzer und Besetzerinnen schwebten an Seilen herab und kletterten nach oben. Die ganze Szenerie erinnerte mich an den Aguirre-Film von Werner Herzog, in dem sich Eingeborene geisterhaft durch den Dschungel bewegen und gegen die vordringenden spanischen Kolonisatoren kämpfen. Ins Gespräch mit den „Eingeborenen“ kamen wir nicht. Das Verhältnis zu den Besuchern scheint ambivalent zu sein: Einerseits nerven sie, andererseits braucht man sie als Schutzschild gegen die drohende Räumung. Solange der Wald voller „bürgerlicher“ Besucher und Sympathisanten ist, wird die Polizei es (vielleicht) nicht wagen, gewaltsam gegen die Besetzerinnen und Besetzer vorzugehen.



Bild von [S. Hermann & F. Richter](#) auf [Pixabay](#)

Es gibt glücklicherweise noch Menschen, die es beim Gedanken an die Abholzung eines Jahrhunderte alten Waldes nicht schlafen lässt; und die nicht hinnehmen wollen, was die stumme Gewalt der gesellschaftlichen Verhältnisse anrichtet und was Menschen einander und der Natur antun. 150 bis 200 dieser Menschen, die sich Aktivisten nennen, leben hier dauerhaft, teilweise bereits seit Monaten. Etliche von ihnen sind aus dem Hambacher Forst hierher gezogen,

nachdem dort die weiteren Rodungen durch Gerichte gestoppt worden waren und somit ein großer Erfolg zu verbuchen war. Die Aktivisten haben inzwischen rund 60 Baumhäuser und noch einmal so viele Plattformen gebaut. Sie leben in sieben sogenannten Barrios, die sie mit phantasievollen Namen versehen haben. Die einzelnen Dörfer sind durch ein System von Wegen und Pfaden miteinander verbunden. Es existiert eine „Küche für alle“, die eine vegane Ernährung sicherstellt. Die Lebensmittel stammen aus Spenden oder werden „containert“, das heißt aus von Läden und Supermärkten weggeworfenen Lebensmitteln herausgesucht. Die Bewohnerinnen und Bewohner der Barrios praktizieren eine Form von direkter Demokratie und versuchen, befreite Lebensformen zu antizipieren. Im Kampf gegen den Bau der Autobahntrasse sollen zugleich die Konturen einer neuen, freien Gesellschaft erkennbar werden. Für einige ist das zu einer dauerhaften Lebensform geworden und so etwas wie Heimat, für andere ist es eine Station in ihrer Biographie, die dann an der Uni fortgesetzt wird. Heimat ohne die alten Konnotationen von Blut und Boden, sondern eher als Kampfbegriff. Heimat ist nicht das, was wir von den Vätern und Müttern ererbt haben, sondern etwas im Kampf erst Herzustellendes. Ein Geflecht aus solidarischen Beziehungen, die sich im gemeinsamen Alltag und im Widerstand herausbilden und zu bewähren haben. „So zumindest die Utopie“, erklärt Rainer, unser Guide durch den Wald. „Im Alltag gibt es naturgemäß auch Reibereien und Konflikte, aber das kennt ihr ja alle aus der Geschichte der linken Bewegung zur Genüge.“ Rainer zeigt uns wirklich beeindruckende Baumhäuser, die hoch oben in den Baumkronen schweben. Keiner von uns alten Säcken würde da hinaufgelangen, es sei denn man würde ihn mit einem Flaschenzug hochhieven. Am Schluss unseres Rundwegs durch den Wald gelangten wir auf eine große Lichtung, die Askaban genannt wird, nach dem Zaubergefängnis aus den Harry Potter-Romanen. Was es damit für eine Bewandnis hat, habe ich nicht begriffen. Es ist jedenfalls ein beachtliches Bauwerk mit Türmen und Gräben drumherum. Wir gingen zurück zum Versammlungsplatz, auf dem sich auch das Informationszentrum befindet, in dem sich Neuankömmlinge melden und erkundigen können, wo sie unterkommen können und gebraucht werden. Christian war noch mit dem Soundcheck beschäftigt und legte dann gut gelaunt los. Er spielte etwa eine Dreiviertelstunde Lieder von Ton Steine Scherben und Gerhard Gundermann. Das Konzert ging ein bisschen unter und hätte mehr Zuschauer und Zuhörer verdient. Aber vielleicht gibt es für die Aktivisten im Augenblick wichtigeres. Christian nahm es gelassen. Im Anschluss transportierten wie die Anlage zum Auto und fuhren in der einsetzenden Dämmerung nach Hause. Wie in alten Zeiten wurden an der Autobahnraststätte ein paar Bierdosen eingekauft. Für uns war es ein Ausflug in die eigene Vergangenheit und so war uns, oder zumindest mir, ein wenig wehmütig zumute. „Früher hatten wir

Heimat ist ein Geflecht aus solidarischen Beziehungen, die sich im gemeinsamen Alltag und im Widerstand herausbilden und zu bewähren haben.

Mumm in den Knochen, heute nur noch im Glas“, pflegte mein Freund Burkhard bei solchen Anlässen zu sagen. Wir bewundern den Mut und das Durchhaltevermögen der jungen Leute, denen zumindest unsere Sympathien gehören, wenn wir schon selbst unsere gealterten und verzagten Ärsche nicht mehr hochkriegen. Wir sollten uns stets die Warnung des englischen Schriftstellers John Berger vor Augen halten: „Der Tod tritt ein, wenn das Leben nichts mehr hat, das es zu verteidigen gilt.“

*„Heimat? Nein. Nirgendwo ist Heimat,
überall Modernisierung und Zerstörung.“*

(Christa Bürger)

Heute Morgen hat mich ein Freund besucht, der vor ein paar Tagen an der Fahrraddemo über die A 49 teilgenommen hat. Zusammen mit circa 150 anderen Menschen radelte er von Gudensberg bei Kassel bis nach Dannenrod, um gegen den Weiterbau der Autobahn durch Jahrhunderte alte Wälder zu protestieren. Die Demo sei eine gute Erfahrung gewesen, und es habe ein erhebendes Gefühl vermittelt, nach beinahe hundert Kilometern erschöpft in Dannenrod anzukommen und bejubelt zu werden. Unterwegs seien sie allerdings heftig beschimpft worden. Autofahrer auf der Gegenfahrbahn hätten ihnen den Stinkefinger gezeigt, bei der Durchfahrt durch Dörfer seien sie derbe beleidigt worden. „Verpisst euch, ihr Spinner“ sei noch das Mildeste gewesen. Wenn die Polizei nicht die Brücken über die Autobahn gesperrt hätte, hätte man befürchten müssen, mit irgendwelchen Gegenständen beworfen zu werden. Soviel Wut und Hass habe er selten mitbekommen. Er habe erlebt, was das „Volk“ ist und will und ihm graue davor, wenn eines Tages „Volkes Wille“ tonangebend werde. Die Leute roden ihren eigenen Wald und betonieren sich ihre Vorgärten zu. Sie klauen aus ihren eigenen Taschen. Sie verwüsten ihre Heimat, schlagen ihre Frauen und schlafen im Kanonenrohr. So jedenfalls hat es Herbert Achternbusch in seinem *Bayernlied* gesagt - dabei mag er die Bayern so sehr und hörte nie auf zu hoffen: „Aber wenn ein paar Tage vergangen sind und die Autos verrostet sind und die Wege wieder krumm sind, dann laufen wieder ein paar Menschen rum, die ganz nüchtern sind und nicht dieses von Angst besoffene Allerweltsmenschenungeheuer.“

**... ihm graue davor, wenn
eines Tages „Volkes Wille“
tonangebend werde.**



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)